

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 291.

Dienstag, 24. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

3. Fortsetzung

(Nachdruck verboten.)

Außerlich merkt man ihr von diesen Empfindungen nichts an. Ihr Gesicht zeigt immer den gleichmäßig ruhigen, beinahe etwas gelangweilten Ausdruck, und daß sie keine lebhaftere Unterhalterin ist, hat man bald heraus. Nur gegen Dr. Bredecke geht sie manchmal aus ihrer Zurückhaltung heraus, und der wundert sich oft, welche eine seltsame Mischung von Reife und Kindlichkeit diese junge „Indianerin“, wie sie allgemein scherzend genannt wird, doch ist.

Also, wie gesagt, Gladys machte sich aus den Menschen, die um sie waren, nicht das geringste, wenn sie trotzdem immer wieder mit ihnen zusammenkam, immer wieder auf alle Vorschläge Lilians — der jeder Tag verloren ist, an dem sie nicht irgend etwas vorhat — einging, so geschah es nur, weil es die einzige Möglichkeit für sie war, mit Thüngern zusammenzutreffen. Und sie traf auf diese Weise ziemlich häufig mit ihm zusammen, besonders wenn sie mit Lilian in Theater und Konzerte ging. Da war Thüngern meist ihr Begleiter und Bredecke freute sich, daß seine Damen — er rechnete Gladys auch schon ein bißchen seinem Hause zugehörig — so gut beschützt wurden und gönnte sich dabei ein behagliches Ruhestündchen mit Zigarre und Zeitung. Er wartete auch auf ausdrückliche Bitten seiner Frau niemals auf ihre Heimkehr, nur einmal, als er zufällig erwachte, schien es ihm ein bißchen spät geworden. „Das Theater hat doch nicht bis eins gedauert?“ meinte er, als er seine Frau am nächsten Tage zwischen zwei Konferenzen kurz begrüßte. „Wir wollten der Kleinen noch ein Stückchen Berliner Nachtleben zeigen“, erwiderte sie leichtthin, und er dachte dann auch nicht weiter darüber nach. Doch Lilian war seitdem von noch schattenhafterer Geräuschlosigkeit beim Heimkommen.

Diese Theater- und Konzertbesuche waren für Gladys ein Genuß. Die gute Musik und die hervorragend geleiteten Aufführungen waren etwas für ihre empfänglichen, bei allem Reichtum unverwöhnten Sinne, und all dieses Schöne genießen in Gegenwart des Mannes, den sie — ja was eigentlich? Sie versuchte wohl, sich über ihre Gefühle für Thüngern klar zu werden, aber sie wich immer wieder scheu vor dem letzten Eingeständnis zurück. Schließlich fand sie vor sich selbst die Erklärung, daß seine fabelhaften reiterlichen Leistungen ihr dieses lebhaftere Interesse einflößten. Sie wußte zwar gleichzeitig genau, daß diese Erklärung gesucht war, aber es beruhigte sie, überhaupt eine Begründung gefunden zu haben, und sie gewann dadurch, wenigstens für das nächste Beisammensein, ihre Unbefangtheit wieder.

Und so sah sie im Theater, in ihren bunten, geschmacklosen Kleidern neben Thüngerns vornehmer Erscheinung, neben Lilians gepflegter Eleganz, hörte wundervolle Musik, sah glänzende Darbietungen und war glücklich, war so glücklich und benommen von einem solchen Abend, daß sie ganz zufrieden war, nachher ohne lange Unterhaltung mit herzlichem „Gute Nacht“ in ihrem Hotel abgesetzt zu werden.

Obgleich Gladys sehr zurückhaltend war — mit der wachen Beobachtungsgabe, über die jede Frau verfügt, wenn es sich um ihren Geliebten handelt, hatte Lilian bald heraus, wie es um sie stand. Und damit war ihr auch der Grund für den bereitwilligen Verkehr klar geworden, denn daß zwischen ihr und der jungen Amerikanerin von einer wirklichen Freundschaft keine Rede sein konnte, das fühlte sie ebenfalls genau. Aber ihr kam die Neigung des Mädchens sehr gelegen. Eine Gefahr war sie nicht, schon der Gedanke machte lächeln, daß für aber war sie äußerst brauchbar, um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen und den stets bereiten Argwohn ihres Mannes einzuschläfern. Gegen Thüngern allerdings hatte er noch niemals Mißtrauen gezeigt, im Gegenteil, er sprach mit Sympathie und Hochachtung von dem „Jugendfreund“ und fand es sehr nett, daß er sich soviel um die Damen kümmerte.

Bis eines Tages . . .

Man hatte in der Staatsoper als eine der letzten Vorstellungen der Spielzeit „Cavalleria“ und „Bajazzo“ gegeben, und Gladys war mit Lilian und Thüngern dazugewesen. Aber schon bei Beginn hatte Frau Lilian über rasende Kopfschmerzen geklagt, und diese Schmerzen waren so stark geworden, daß sie sich nach Beendigung der „Cavalleria“ bei Gladys entschuldigte und von Thüngern nach Hause bringen ließ.

Am nächsten Vormittag schlenderte Gladys nach einem Morgenspaziergang im Tiergarten gemächlich die Linden entlang, sie liebte es, langsam zu Fuß durch die Straßen zu gehen, um so den Eindruck fremder Städte in sich aufzunehmen, als sie vor einem der großen Hotels Bredecke sah, der gerade aus seinem Wagen stieg. Nach der höflichen Begrüßung galt natürlich ihre erste Frage dem Befinden seiner Frau. Bredecke meinte harmlos, daß es ihr gut ginge und daß sie sogar heute, da er erst später weggefahren sei, zusammen gefrühstückt hätten.

„Oh, das freut mich aber“, sagte Gladys aufrichtig, „ich hatte gestern abend doch etwas Sorge um sie, als es ihr so schlecht ging.“

„Schlecht ging? Gestern abend? Was fehlte ihr denn?“ fragte Bredecke, nun ebenfalls beunruhigt.

„Sie hatte so schreckliche Kopfschmerzen, daß sie nicht einmal mehr die wundervolle „Bajazzo“-Aufführung mitanhören konnte. Sie ist gleich nach der „Cavalleria“ nach Hause gefahren, um sich hinzulegen“, erzählte Gladys bedauernd.

Bredecke schwieg einen Augenblick. Dann fragte er, und Gladys wunderte sich im stillen über den rauhen, heiseren Ton seiner Stimme: „Wann sagten Sie, ist meine Frau nach Hause gefahren?“

„Es war ungefähr neun Uhr, die große Pause fing gerade an“, kam die arglose Antwort.

„Und ist — ist meine Frau allein gefahren?“ Er duckte sich etwas zusammen bei dieser Frage, wie jemand, der einen Schlag erwartet und doch hofft, daß er ihm in letzter Sekunde noch entgehen kann.

„Nein, Herr von Thüngern mußte sie natürlich begleiten, es ging ihr wirklich gar nicht gut.“

Natürlich — natürlich — ja, ich habe jetzt hier eine Besprechung — ja, also — es geht ihr wieder besser — auf Wiedersehen, Miß MacCatrid.

„Auf Wiedersehen“, sagte Gladys verblüfft. Was war denn plötzlich in den Mann gefahren, er war ganz grau im Gesicht und sprach so merkwürdig. Er schien auch nicht ganz gesund zu sein.

Das sagte sie seiner Frau auch, als eine Viertelstunde später im Hotel ihr gemeldet wurde, daß Frau Generaldirektor Bredeke am Apparat sei.

Lilians Stimme klang sehr frisch und durchaus nicht wie die einer gestern noch schwer Leidenden. „Guten Tag, Kindchen, ich wollte nur hören, ob Sie heil nach Hause gekommen sind, oder ob Sie sich in dem Sündenbabel Berlins womöglich verirrt haben?“

„So leicht verirrte ich mich nun doch nicht, wenn ich auch „vom Lande“ bin“, ging Gladys auf den Ton ein. „Aber ich freue mich, daß es Ihnen wieder gut geht, ich wollte nicht zu früh durch einen Anruf stören, ich ahnte nicht, daß sie sogar schon um 9 Uhr gefrühstückt haben.“

„Stimmt, aber woher wissen Sie das, sind Sie Heilseherin?“

„Das gerade nicht, aber ich habe soeben Ihren Mann getroffen.“

Einen Augenblick blieb es still im Apparat. Dann kam die Stimme wieder, aber sie klang diesmal merkwürdig dünn und entfernt. „Sie haben meinen Mann getroffen, jetzt?“

„Vor vielleicht einer halben Stunde. Er hat eine Konferenz hier in einem Hotel in der Nähe.“

„Hat er — haben Sie ihm erzählt, daß ich gestern abend — daß ich mich gestern nicht ganz wohl gefühlt habe?“

„Natürlich, aber er meinte, es ginge Ihnen wieder gut. Nur — ich fand, ihr Mann sah schlecht aus, er sprach auch so heiser, als ob er sich frant fühlte. Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache.“

„Nein, nein, vielen Dank. Ja, wegen der nächsten Tage — ich ruhe dann noch mal an.“

„Schön, aber wie ist es mit den Karten zur Philharmonie? Soll ich sie besorgen oder — hallo — hallo.“ Keine Antwort. Kopfschüttelnd legte Gladys den Hörer hin.

Lilian war in den nächsten Sessel gesunken und starrte entgeistert vor sich hin. Das hatte gerade noch gesehlt. Die „Indianerin“ war so herrlich bequem gewesen und ausgerechnet sie mußte ihr nun diese gräßliche Sache einbroden. Daß mit ihrem Mann im Ernstfall nicht zu spaßen war, das wußte sie — und was dann? Thüngern würde sie zwar nicht im Stich lassen, aber — Gutsfrau auf dem Fernhof, ein Dasein zwischen Pferdeställen und Fohlenkoppeln — schauriger Gedanke. Der Fernhof war ja eine sehr feudale Besitzung, und wenn Sie damals — vor zehn Jahren — schon gewußt hätte, daß der alte Sonderling ausgerechnet Stephan zum Erben einsetzen würde, dann hätte sie den jungen Mann vielleicht ernster genommen. Damals!

Aber jetzt — sie war an das Leben der reichen Frau gewöhnt, und sie wußte, wie es auf dem Lande war. Großer Haushalt, das wohl, aber Bargeld — Bargeld war knapp und jetzt knapper als je. Allein ihre Schneiderrechnungen... Zur Landedelfrau mußte man auch geboren sein, sie jedenfalls paßte nur in die Stadt — zur Frau eines Großindustriellen. Es mußte ein Ausweg, eine glaubwürdige Ausrede gefunden werden, aber wie? Ernst war nicht dumm — mit Redensarten würde er sich nicht beruhigen lassen, und nun, da sein Mißtrauen einmal geweckt war, mußte sie außerdem damit rechnen, daß er in Zukunft auf sie und Thüngern ein äußerst scharfes Auge haben würde. Thüngern ausgeben? Niemals. Dann mußte sie nicht den dicken Bredeke als Ehemann haben, wenn sie auf Stephan verzichten sollte. Aber alles in allem, es war eine ekelhafte Situation. Das Schreien des Telefons schreckte sie auf, um Himmels willen, wenn ihr Mann... Es war aber nur ihre Freundin Molly, die einen kleinen Schwatz abhalten wollte.

„Höre, Molly, du mußt mir einen Gefallen tun“, sagte Lilian nervös. „Komm, bitte, gleich mit deinem Wagen und hole mich zum Frühstück mit anschließender Spazierfahrt ab, ich sitze in einer üblen Klemme. Aber du weißt ja, ich helfe dir auch, wenn es nötig ist.“ Diesem Appell konnte sich Molly nicht verschließen, pünktlich fuhr sie mit ihrem kleinen Zweifitzer vor.

„Was ist denn los, du siehst so verdattert aus?“ fragte sie teilnehmend, als die Freundin bei ihr im Wagen saß.

„Ach, frag' mich nicht, setze mich lieber am Radewe ab und triff mich um halb vier dort wieder, und — höre mal, vergiß nur nicht, wir haben zusammen gefrühstückt, bei Kempinski oder sonst irgendwo.“

„Na schön, aber — du, sag' mal, ist es was mit Thüngern?“

Lilian hatte sich längst wieder in der Gewalt, und ein spöttischer Seitenblick streifte die Tragerin. „Mit Thüngern?“ antwortete sie gedehnt, „wie kommst du denn auf den?“

„Nun, ich dachte. Man sieht euch doch jetzt soviel zusammen. Allerdings ist fast immer diese kleine Exotin dabei, aber ich glaube doch nicht — freilich, über Geschmack kann man nicht streiten — Pferdeverstand soll sie ja haben, und wenn sie Geld hat, wäre sie gar keine schlechte Frau für ihn. Sie kann dann das Gestüt beaufsichtigen, während er in Berlin ist“, lachte sie.

Lilian ging nicht auf ihr Lachen ein. Sie saß ganz still, aber hinter ihrer Stirn arbeiteten die Gedanken in fieberhafter Schnelligkeit. Nach einer Weile — Molly mußte auf den Verkehr achten und hatte ihre scherzhafte Bemerkung fast schon wieder vergessen — sagte sie sehr ruhig: „Ich finde diese Ausficht gar nicht lächerlich. Eine Ehe wird doch nicht aus kindischer Verliebtheit, sondern von ganz andern Gesichtspunkten aus geschlossen, und wenn Thüngern eine Frau findet, die wirklich auf den Fernhof und in seine ganze Sache da paßt, kann er doch nichts Besseres tun, als heiraten. Auch wenn sie nicht gerade Anwartschaft auf den Schönheitspreis hat.“

„Natürlich, das meine ich ja auch“, stimmte Molly freundlich zu, „und außerdem — für's Herz hat er dann ja immer noch dich. Auf Wiedersehen, Liebling, also um halb vier bin ich wieder hier.“

„Biest“, dachte Lilian, als sie mit herzlichem Lächeln der Freundin nachwinkte, die vorsichtig durch das Gewühl der Ansbacher Straße hinuntersteuerte. Dann ging sie ans Telefon.

In den Seitenstraßen des Kurfürstendamms bis hinunter zum Bayerischen Viertel gibt es überall sehr nette kleine Dreizimmerwohnungen mit Warmwasser, Bad und allem Komfort. Eine solche Wohnung hatte auch Frau Dr. Schulze seit einer Reihe von Jahren inne. Sie hat dort in glücklichster Ehe eine sehr schöne, sorglose Zeit verlebt, aber dann starb eines Tages der Mann, unerwartet, noch viel zu jung, und die Frau stand mittellos da. Als einziges Kapital besaß sie die mit Liebe und Geschmack eingerichtete Wohnung. Nun hieß es, den Kampf um die Existenz aufnehmen, aber Berlin bietet wenig Aussichten für eine Frau nahe an die Vierzig, die nichts Besonderes gelernt hat.

Und so blieb nichts anderes übrig, als in das kleinste Zimmer ihrer Wohnung zu ziehen und die andern zu vermieten.

Mit ihrem letzten Mieter hatte sie besonders Glück gehabt. Ein sehr ruhiger Herr und immer nur vorübergehend in Berlin. Dafür hatte er die Wohnung seit ungefähr dreiviertel Jahren fest gemietet und bezahlte sehr pünktlich.

Lilian hatte Thüngern in dem Hotel, in dem er bei „offizieller“ Anwesenheit in Berlin wohnte, angerufen und ihre knappe Andeutung veranlaßte ihn, sich schleunigst in ihre gemeinsame Wohnung zu begeben. Während sie erzählte, ging er mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor ihr stehen: „Deinem Manne gegenüber ist mir die Sache natürlich sehr unangenehm. Aber andererseits empfinde ich es als Erlösung, wenn nun endlich klare Verhältnisse geschaffen werden.“ (Fortf. folgt.)

Die Kunstsammlung.

Von Heinrich Heis.

Ein Sonderling, der vermögend von Geburt, sich zu keiner festen Berufswahl hatte entschließen müssen, verbrachte seit langen Jahren die endlose Freizeit unerfüllter Tage mit dem Sammeln von Kunstwerken aller Art. Seine Wohnung glied beinahe ein Museum, in dem Bilder und Statuetten, Porzellanmalereien und Gobelins, Münzen und Gläser, seltsame Geräte und Schmuckgegenstände exotischer Völker mit bunter Mannigfaltigkeit zusammengehäuft waren. Seine einzige Leidenschaft galt der fortwährenden Bereicherung dieser Sammlungen, für die er keine Mühe scheute und an die er alle Energie eines nutzlos hinsiehenden Lebens verschwendete. Jedes gewonnene Stück erfüllte ihn mit neuer Freude; die Abende, da er sich mit seinen Schätzen einschloß und sich am Besiz berauschte, wie ein Geizhals sein Geld mit gierigen Blicken fast einzuschürfen scheint, waren seine glücklichsten Stunden.

Doch die Summen, die er für seine Liebhaberei aufwenden konnte, wurden spärlicher. Die Not der Zeit ließ das ererbte Vermögen zusammenschmelzen, und es half nicht, daß er dort, wo er schon immer knauserte, an Kleidung und an Lebensmitteln noch schärfer einzusparen begann. Bei den Händlern, zu denen ihn noch immer seine täglichen Gänge führten, entdeckte er mancherlei begehrenswerte Dinge, zu ihrem Erwerb aber fehlten ihm die Mittel. Gerade nach jenen Gegenständen indes, die zu gewinnen ihm nicht vergönnt schienen, trug er das stärkste Verlangen. Wohl war er glücklich des Besizes, doch all die Schätze, die er täglich durchmusterte, erlebten ihm nicht die Freude an einem neuerungen Stück. Sein Daseinszweck schien ihm genommen, wenn er nichts Neues sich verschaffen und strahlend im Vollgefühl des Erwerbs nach Hause schleppen konnte. Da nun die Geldquellen erschöpft waren und der in seinen Träumen bisweilen ausgedehnte Gedanke gewaltiger Aneignung durch Raub oder Diebstahl bei schon behäbigem Alter und einer selbst gegen blinde Sammelwut gefeierten Bürgerlichkeit nicht ernsthaft in Frage kam, versiel er auf einen anderen Ausweg. Dort, wo ein Stück ihm besonders in die Augen stach, entschloß er sich, es gegen ein anderes Werk seiner Sammlung einzutauschen.

Er glaubte, in der Eitelkeit des jahrzehntelangen dilettierenden Kunstfreundes, auch auf solche Weise gewinnen und mit schlaun berechnetem Handeln für den Schatz, den er preisgab, einen besseren herauschlagen zu können. Nun wurden Händler, prüfend und besichtigend, häufige Gäste in seiner Wohnung. Wohl bereitete es ihm zuerst beinahe körperlichen Schmerz, sein Eigentum fremden Augen preiszugeben, und der Abschied von irgend einem Gegenstand war fast wie Verlust eines geliebten Menschen; doch größer noch als Verdruß und Traurigkeit war die Gier nach neuem Besiz. Oft kam durch beiderseitige Hartnäckigkeit der erwünschte Tausch nicht zustande. Dann erschienen andere zu langwieriger Verhandlung, es wurde geseilt, geredet, gestritten, und voll Seligkeit fühlte sich der Sammler, wenn es ihm gelang, für ein Bild vielleicht einen seltsamen chinesischen Teller, eine Bronze und dazu noch eine groteske, holgeschnittene afrikanische Gesichtsmaske einzutauschen. Neue Dinge traten derart an Stelle der alten, die Sammlung wurde noch reicher, und die Stunden vergingen im Eifer der Geschäftigkeit, wie von rotharoten Wolkten durchglänzt. Alle aufgeschickerte Tatkraft, alle ziellose Liebe und Leidenschaft vereinigten sich auf einen einzigen Wunsch und Zweck.

Die äußere Lebenshaltung indes wurde immerarger und knapper, nach dem Entbehrlichen begann der Sammler notgedrungen auch manches Notwendige sich zu versagen. Der vernachlässigte Körper meldete sich eines Tages nachdrücklich mit gefährdender Krankheit. Zur Wiedergenesung wäre sorgfältige Pflege, kostspielige Erholungskur erforderlich gewesen. Nur aus seinen Sammlungen aber hätte der Kranke sich das nötige Geld beschaffen können. Hier ging es nicht mehr um gern geübten Tausch, ohne Ertrag und unwiderbringlich selten geliebte Dinge preisgegeben werden. Zu solchem Entschluß konnte sich das Sammlerherz nicht durchringen; Ärger und Schmerz, so meinte der Kranke, müßten in diesem Fall die erhoffte Heilwirkung aufheben. Und immer wieder suchte er Trost und Freude an den Schätzen seines Besizes, ließ sich ein Stück, nach dem er gerade Verlangen trug, aus Krankenlager bringen oder durchwanderte, schwer auf einen Stock gestützt, die Zimmer, eine ganze Habe eintrassend in einen glückerfüllten und zufriedenen Blick.

In diesen Tagen, da die ernstliche Krankheit des Altern den Mannes bekannt wurde, stellten sich entfernte Verwandte ein, denen der Gedanke eines fetten Erbes im Sinn lag und die zuvor, von der mürrischen Art des Sonderlings zurückgehalten, selten erschienen waren. Sie spielten je nach

ihrer Belesenheit Belorgnis und Mitleid über Interesse für die Kunstwerke, die ihr Besizer, mit der flackernden Glut des Fiebers im Bild, ihnen aufwies und rühmte. Aus all den Schätzen, so meinten sie, müsse schon eine erkleckliche Summe gewonnen werden. Sie überboten einander in Freundschaft und Dienstbereitschaft, doch der Kranke schien sie kaum zu beachten; seine Augen waren weggewandt, schon etwas wie Jenseitsleuchten brannte darin. Sie verstanden es nicht, und es war doch die Freude am Besiz, der Stolz seiner Sammlung, der den Kranken bis zum letzten Atemzug durchdrang und ihn über alles körperliche Leiden hinaus hob.

Ganz plötzlich kam der Tod, und schon beeilten sich die Erben, ihre Rechtsansprüche einwandfrei sicherzustellen. Während sie mit bekümmerten Mienen das offene Grab umstanden, sannnen sie dem Gewinn nach, den die Hinterlassenschaft des Sonderlings als begehrten Zuschuß in nothafter Zeit ihnen einbringen werde. An jenem Tage, da die Sammlung geprüft und zur Versteigerung ausbezogen wurde, saßen sie alle einander wieder, hinter gleichgültigen Gesichtern ihre Erwartung verbergend. Die Sachverständigen musterten Stück um Stück, ihre Mienen wurden kühler, es zeigte sich, daß in der ganzen, so ungeheuer vielfältigen Sammlung kaum ein Gegenstand war von besonderem Wert. Alles, was an Kostbarkeiten der einsame Sonderling besessen, war längst dahingegangen; indem er seine Partner zu überbelpeln glaubte, war er von gerissenen Händlern selbst betrogen worden, doch er wußte es nicht, und jeder Verlust, über den ihn, wie die Freude eines Kindes an glühendem Spielzeug, ein geringwertiges Stück hinwegtauchte, schien ihm Erfüllung und Gewinn. Dem Glück des Sammlers, seiner Freude am Tausch war Minderes töstlich erschienen; die Liebe, die er auf die Dinge seiner Umgebung verwandte, schien von den Dingen auf ihn zurückzu strahlen, mit einem Schimmer von Seligkeit noch seine letzten Tage zu durchhellen. Vor der kalten Gier des Gewinns aber (und mochte sie in Not und Lebensenge ihre Entschuldigung haben) entschleierten sich die Gegenstände, die dem im sie Versunkenen Lebensinhalt und einziger Sinn des Daseins galten, zu dem, was sie wirklich darstellten, zu Flitterkram und Tand.

Der Zöllner.

Von Heribert Menzel.

Es war in der Religionsstunde, daß ich zum ersten Male etwas von einem Zöllner hörte: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener Zöllner“, sagte der Pharisäer.

Unser Lehrer versuchte uns klar zu machen, was ein Zöllner in Wirklichkeit sei. Wir verstanden ihn nicht.

Heute werden die Kinder meiner kleinen Heimatstadt den Lehrer nicht mehr danach fragen, denn die deutsch-polnische Grenze geht durch unsere Wälder, Seen und Acker, hat uns den Bahnhof und den Friedhof fortgerissen, taumelt sogar irrfinnig durch ein Haus. Und schneidet unsere Herzen.

Die grünuniformierten Zöllner kennt nun jedes Kind der kleinen Stadt; und es weiß, die Zöllner sind da, um die Grenze zu bewachen. Tag und Nacht, im Sommer und im Winter, bei Wind und Wetter — immer streifen sie in den Wäldern umher. Die Schmuggler und Überläufer umgehen sie in weitem Bogen, und die Kinder haben Respekt vor ihnen, ganz besonders vor dem Herrn Zollkommissar, denn er wohnt in der grünen Villa, und die Zöllner stehen stramm vor ihm.

Der Herr Zollkommissar ist dazu da, die Zöllner zu überwachen und dafür zu sorgen, daß sie ihren Dienst auch wirklich und richtig tun.

Es geht geheimnisvoll dabei zu — man weiß es. Gewisse Punkte gibt es im Walde, die nur den Zöllnern bekannt sind und an denen sie zu festgesetzter Zeit zu erscheinen haben. Denn es könnte sein, der Herr Zollkommissar ist trotz Sturm und Wetter auf dem Wege zu ihnen. Man ist nie sicher vor ihm. Denn ein rechter Zollkommissar, der kommt immer dann, wenn man es für ausgeschlossen hält. Wie der Jäger das Wild, so beschleicht er seine Beamten. Nur ein Unterschied ist dabei: das Wild ist außer Gefahr, wenn es nicht zu sehen ist, aber die Zöllner nicht. Übel dran, wenn der Herr Zollkommissar sie nicht dort trifft, wo er sie sucht. Und dann ist es oft um den armen Zöllner geschehen, denn der Herr Zollkommissar hat es in der Hand, dem Beamten seine Karriere arg zu verderben. Und wenn der Herr Zollkommissar auch so tut, als freue er sich über den Pflücker und die Pflücklichkeit seiner Leute: im geheimen ist er immer darauf aus, sie bei einem Vergehen oder einer Nachlässigkeit zu ertappen, denn der Herr Zollkommissar führt ein strenges Regiment.

Strenges Regiment und strenger Dienst. Aber auch ein gestrenger Herr Zollkommissar weiß gelegentlich ein Auge zuzublinken, wie mir der rundliche Petronad erst kürzlich zu einer Geschichte erzählte, die ihm selbst an einer andern Grenze passiert ist.

Es war ein heißer Sommertag. Am Tage war es, nicht

nach, denn da waren sie zu weit hinausgegangen und dem Petronad hätte nicht widerfahren können, was geschah. Allein also ging er durch den Wald; zwei Stunden schon, keinen Menschen traf er. Wenn es im Gehölz knirschte, so kam es nicht von Schmutzeln, sondern von der Hise, unter der das Gezwisch ächzte.

Verdammt . . . wurde man müde! Schon hier im Walde, wo man doch noch Schatten hatte. Und nun war dieser eilige Treffpunkt, zu dem er jetzt mußte, auch noch ein gut Stück vom Walde entfernt.

Durch Sonnenglut trottete er hin. Zur Birke am Kornfeld. Na gut, da war man also.

Petronad zog sein großes rotes Schnupstuch, wischte sich den Schweiß von der Stirne und setzte sich ins Gras, um zu warten.

Albern! Der würde grad kommen! — Bei der Hise! — Schon hat's so ein Zollkommissar. Der kann sich seinen Dienst nach Belieben einteilen. Wäre er Zollkommissar — er wüßte, was er heute machte!!

Der reisende Roggen duftete. „Betäubend“, dachte Petronad. Die Mittagsstille ermüdete eigentümlich. Dazu das Summen der Bienen. —

Petronad begann zu träumen, wie es ihm gefallen würde, wenn er Zollkommissar sein würde. Er begann zu träumen und . . . nidte ein.

Nicht lange dauerte es, da kam der Herr Zollkommissar richtig angegangen. — „Aha!“ — Vergnügt schmunzelte er und sah nach der Uhr. Pünktlich war der Petronad gewesen, aber — — ein schlafen, das durfte nicht sein.

Leise und vorsichtig vorschte er sich an den Schlafenden heran. „Rolln doch mal sehen, wie lange der Mann das so aushält“, sagte sich der Vorgesetzte und ließ sich neben Petronad nieder, die Uhr in der Hand „ist es zu glauben!“

Petronad schnarchte — die Bienen summten — das Korn duftete — „betäubend“, meinte der Herr Zollkommissar, — einschläfernd, Mittagsstille ringsum. Und über allem diese unerträgliche Hise.

Der Herr Zollkommissar begann zu verstehen, daß man dabei doch leicht einschlummern könnte — ja wohl, man könnte . . .

Und da schlief er bereits. Friedlich schlummerten so, Seite an Seite, Zollkommissar und Zöllner.

Wie es geschah — wer weiß es? Vielleicht, daß der Herr Zollkommissar noch lauter schnarchte als der Zöllner. Vielleicht, daß der brave Petronad nur darum zuerst erwachte. Und das war sein Glück. Und das war das Häßliche an der Geschichte, daß der Herr Zollkommissar, von seinem Zöllner bewacht — der den so gesegneten Schlaf seines Vorgesetzten doch nicht zu stören wagte —, allein weiter schnarchte, bis er endlich, nach einer guten Weile, die Augen aufschlug und — — rieb, und beide, Kommissar und Zöllner, mit einem Blick sich ansahen, einem Blick, wie er leider viel zu wenig zwischen zwei Menschen gewechselt wird, nun gar zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, — mit einem Blick, der so sehr verbündet, daß zwischen beiden alles für immer gesagt ist und eine Heiterkeit über alle Schwäche triumphiert, dermaßen befreiend, daß beide lange nicht aufhören konnten, zu lachen, und der Herr Zollkommissar schließlich nicht mehr daran dachte, seine Vorgesetztenmiene wieder aufzustellen, sondern nur lachend sagte:

„Na, wie wär's, Petronad, wenn wir jetzt erst recht noch ein Stündchen verpennten?“

Aber er meinte es natürlich nicht ernst, und so sagte Petronad: „Ich glaube, Herr Zollkommissar, es wird regnen“ — obwohl kein Wölkchen am Himmel schwebte.

Der Herr Zollkommissar blickte prüfend den Horizont ab und meinte, nun wieder fast ernst:

„Sie mögen recht haben, Petronad, wie Sie überhaupt heute recht haben sollen. Verstanden?“

Und er grüßte und verschwand zwischen dem Korn, während Petronad noch lange stramm stand, die Hand an der Mühe und ein Schmunzeln um die Mundwinkel, das sich dort festsetzte, als wollte es überhaupt nicht mehr verschwinden.

Umkehr.

Skizze von Juge Stramm-Berlin.

In die Dorfstraße drängt der Duft der Wiesen. Im Hof liegt die Sonne heiß auf den Steinen, zwischen denen die Hühner scharren. Male nimmt die trockene Wäsche von der Leine. Sie legt sie nicht wie sonst glatt zusammen, sondern drückt sie hastig in den Korb. Gut, daß die Frau es nicht sieht! Die hat der Male schon am Mittag das Dienstzeugnis gegeben und ist mit dem Kind zu der Frau Pfarrer gegangen. „Da hat es die Buben zum spielen und vergißt den Abschied von seiner Male“, hat die Frau gesagt. „Ich lasse Sie nicht gern gehen, Male“, setzte sie noch hinzu. Male aber geht gern. Sie hat endlich eine Stellung in der

großen Stadt gefunden. Aus der Enge kommt sie jetzt hinaus in die große, lodende Welt.

Um sieben Uhr abends geht der Zug. Eine Stunde Weg ist es bis zum Bahnhof. Sie bereitet sich fertig zu werden. Die Holzpantoffeln läßt sie vor der Haustür stehen. In Strümpfen läuft sie die Holzstiegen hinauf, in Seidenstrümpfen. Oben in ihrer Kammer zieht sie die Lackschuhe an mit den hohen Absätzen. Die wird sie in der Stadt nun alle Tage tragen, und nie mehr Holzpantoffeln und die grauen Wollstrümpfe mit den gestopften Haden. Der Strohkoffer steht schon fertig gepackt da. Er ist nicht schwer. Den Hut setzt sie sich vor dem kleinen Spiegel auf. Im Glas bricht sich die Sonne schon im rötlichen Abendglanz. In dem Apfelbaum vor dem kleinen Fenster singt ein Vogel. Wenn die Äpfel gelb und rot sind und betaut morgens im Gras liegen, ist die Male nicht mehr hier.

Langsam geht sie die Stiegen hinab. In der Küche streicht die Kasse schnurrend um den Herd und reißt sich dann den Buckel an Males Knien, als wüßte sie um den Abschied. Dann stolperte Male über eine Puppe, die an der Erde liegt. Wie sie das Spielzeug aufhebt, tut zum erstenmal ihr Herz weh, und wie sie durch den Garten geht ist es, als wollten die Brombeerranken sie halten, und die Rosen, die Nelken, die Würzkräuter und alle Gräser taßen mit hundert Geräuschen nach ihr. Und da ist es ihr plötzlich, als verlore sie eine Heimat. Aber sie denkt an Hannes, der sie verließ, um die andere, die reiche Bauerntochter, zu heiraten. Jene starb dann im Kindbett, und da rührte die Hoffnung zage wieder an Males Herz. Aber der Stolz war zu groß, und den Hannes sah man nie mehr im Dorf. Er lebte abseits auf dem Lindenhof allein mit seiner alten Mutter.

Und nun geht Male in die große Stadt. Die Landstraße ist staubig, die Schuhe drücken. Ein Bauernwagen kommt entgegen, und ein Abschiedsgruß fliegt ihr zu. In der Stadt kennt niemand sie. Aber abends kann sie in ein Kino gehen. Viel Wunderbares, Gleißendes wartet auf sie.

Lärm brandet ihr entgegen. In Birheim ist Kirmes. Da gibt es Pauten und Drehorgeln und Schießbuden, Freudengetreisch der Kinder und Gesang. Nur rasch vorbei an der Festwiese! Aber der Lärm geht ihr nach, seltsam. Jetzt schreit eine Frau, viele Frauen, Kinder weinen. Das ist kein freudiger Lärm mehr, das ist entfesselter Aufruhr der Stimmen, der hinter ihr her kommt. Sie legt den Koffer hin. Ihr Herz klopf vom raschen Gehen. Sie wendet sich um und sieht Menschen ihr entgegenlaufen, schreiende Menschen mit fuchtelnden Armen, und dicht vor ihr ist ein plumper Schatten. Ein Bär tritt da mitten auf der Landstraße, sieht sich glockend nach der Menge um und setzt sich wieder in Trab. Eine Kette schleift er klirrend hinter sich her. Ein ausgerissener Tanzbär. Male ist ein beherztes Mädchen, auch sieht das Tier gutmütig aus. Sie versucht die Kette zu fassen. Im selben Augenblick aber richtet sich das gewaltige Tier wütend hoch. Schon spürt sie seinen heißen Atem im Gesicht, sieht Schaum vor einem aufgerissenen Rachen, aus dem die rote Zunge hängt. Entsetzen packt sie.

Da kracht ein Schuß. Eine Ladung Schrot prasselt dem Bären in den Rücken, daß er sich aufrüllend herumwirft, dem neuen Angreifer entgegen. Das ist aber nicht mehr nur einer das sind viele Männer mit Stangen und Mistgabeln, die das Tier jetzt umringen. Der eine steht mit rauchender Büchse neben dem Mädchen, zerrt Male zurück, springt mit ihr über den Graben und läuft noch ein Stück am Rande des Kornfeldes entlang. Erst dort gibt er sie frei. Sie starren sich beide an. Die Menschenstimmen sind sehr fern. Aus den Furchen hebt sich das Lied einer Lerche. Dann sammelte das Mädchen den Namen, den sie nie mehr sagen wollte: „Hannes!“ Sein ernstes, junges Gesicht ist von Blässe bedeckt. Von der nahen Station pfeift ein Zug. „Aber ich muß doch fort!“ sagt Male.

„Fort wolltest Du? Da bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen. Ich war auf der Hühnerjagd. Da sehe ich den Bären und dich. Ich habe viel gut zu machen an dir, Male!“

„Das ist jetzt zu spät“, antwortet sie. Das Herz schlägt ihr bis in den Hals. Ich muß doch den Zug erreichen . . . denkt sie. Dabei läßt sie sich aber in das hohe Gras gleiten, legt den Kopf auf die Knie und schluchzt.

Er setzt sich still neben sie. Das Kornfeld rauscht. Der rote Mohn blüht am Rande und die blauen Kornblumen.

„Was willst du in der großen Stadt, Male?“

„Dich vergessen!“

„Und auch unsere Heimat. Male? Acker und Garten und das Lied der Lerche und den Wind in den Eichen und den Duft des Heus . . . Kannst du denn ohne dies alles leben und glücklich sein?“

„Nein, Hannes!“

„Dann ist ja alles gut.“ Sie sehen sich an, schweigen, und ein Lächeln baut die erste Brücke.

Später geht der stille Mond auf über den Feldern. Kein Zug pfeift mehr auf der Station. Über dem Lindenhof aber, dem die beiden einsamen Menschen zugehen, stehen funkelnde Sterne.